

Stunde eingehen. Ich starre aus dem Fenster in den endenden Nachmittag und sehe ein Pärchen in meinem Alter, wie es lachend und küssend ins Krankenhaus schlendert. Glückliche Paare sieht man nicht alle Tage eine Klinik betreten. Beim Anblick ihrer verschlungenen Hände und schmachtenden Blicke frage ich mich, wie es wäre, wenn mich jemand so ansähe. Die Leute starren immer auf meine Kanülen, meine Narben, meine Sonde, aber nicht auf mich.

Nicht gerade ein Anreiz für die Jungen, an meinem Schließfach Schlange zu stehen.

Im ersten Highschooljahr war ich mit Tyler Paul »zusammen«, aber das währte nur einen Monat, bis ich mir irgendwo was einfing und für einige Wochen ins Krankenhaus musste. Schon nach ein paar Tagen wurden seine Nachrichten immer rarer, und ich beschloss, mit ihm Schluss zu machen. Außerdem war das kein bisschen so wie das Paar dort im Hof. Tylers Hände fühlten sich beim Halten immer ganz verschwitzt an und er sprühte sich immer mit so viel Axe ein, dass ich bei jeder Umarmung einen Hustenanfall bekam.

Diese Gedankengänge sind zur Ablenkung nicht gerade förderlich und so versuche ich mich an Punkt 22 auf meiner Liste, »Über das Jenseits nachdenken«, und lese etwas in *Liebe, Tod, Unsterblichkeit: Die Reise unserer Seele*.

Aber schon ziemlich bald liege ich lieber einfach nur herum, starre an die Decke und lausche dem Pfeifen meines Atems. Ich kann hören, wie die Luft sich an dem Schleim vorbeikämpft, der sich in meiner Lunge breit macht. Ich rolle mich auf die Seite und öffne eine Ampulle Flovent, um meiner Lunge auf die Sprünge zu helfen. Die Flüssigkeit gieße ich in den Vernebler neben meinem Bett und die kleine Maschine erwacht mit einem Brummen, stößt ihre Dämpfe aus dem Mundstück aus.

Ich setze mich auf, starre auf das Bild von der Lunge, atme ein und aus.

Und ein und aus.

Und ein und ... aus.

Hoffentlich geht mein Atem etwas weniger schwer, wenn meine Eltern in den nächsten Tagen vorbeischaun. Ich habe ihnen jeweils erzählt, dass der andere mich heute Morgen ins Krankenhaus bringt, bin aber in Wahrheit an der Kreuzung neben Moms neuer Wohnung in ein Taxi gestiegen. Ich wollte nicht, dass einer von ihnen mich wieder hier sehen muss, bevor ich nicht etwas fitter wirke.

Allein die sorgenvollen Blicke meiner Mutter, als ich schon fürs Packen mein Sauerstoffgerät brauchte.

Es klopft an der Tür und ich reiße meinen Blick von der Wand los, in der Hoffnung, es sei Poe, der mir winken kommt. Ich ziehe mein Mundstück ab und Barbs Kopf erscheint. Sie lässt eine chirurgische Schutzmaske und Latexhandschuhe auf den Tisch neben meiner Tür fallen.

»Neuzugang oben. Viertelstunde?«

Mein Herz macht einen Satz.

Ich nicke und sie verschwindet, nicht ohne mir noch einmal zugelächelt zu haben. Ich schnappe mir das Mundstück und nehme noch eine letzte Ladung Flovent, sauge vor meinem Aufbruch noch einmal den Dampf so tief in meine Lunge, wie ich nur kann. Ich schalte den Vernebler ab, nehme mein tragbares Sauerstoffgerät von der Auffüllstation neben dem Bett, drücke den runden Anschaltknopf in der Mitte und ziehe mir den Riemen über die Schulter. Nachdem ich die Kanüle eingeführt habe, streife ich mir neben der Tür die blauen Latexhandschuhe über und verstecke Mund und Nase hinter der Hygienemaske, deren Gummibänder ich mir um die Ohren ziehe.

Ich schlüpfe in meine weißen Converse, drücke die Tür auf und zwänge mich hinaus in den weiß getünchten Korridor, entscheide mich für den Umweg, damit ich an Poes Tür vorbeikomme.

Ich gehe am Stationszimmer vorbei und winke einer jungen Pflegehelferin namens Sarah zu, die mir über das neue, schicke Stahlmodul hinweg zulächelt.

Das haben sie vor meinem letzten Aufenthalt vor sechs Monaten installiert. Es ist so hoch wie die alte Station, doch die war aus abgenutztem Holz und wahrscheinlich schon seit Eröffnung des Krankenhauses vor über sechzig Jahren da. Ich erinnere mich noch daran, wie ich klein genug war, um mich auf dem Weg zu Poes jeweiligem Zimmer daran vorbeizuschleichen, mein Kopf noch deutlich unter der Tischkante.

Jetzt reicht der Tresen mir bis zum Ellbogen.

Auf dem Weg durch den Flur muss ich grinsen, als ich eine kleine kolumbianische Flagge orte, mit Tesa an einer Tür angebracht, die mittels eines umgedrehten Skateboards einen Spaltbreit aufgehalten wird.

Ich spähe hinein. Poe hat sich zu einem erstaunlich winzigen Ball zusammengerollt und schläft unter seiner karierten Decke. Über ihm wacht Gordon Ramsay über seinen Schlaf, ein Mann von Welt im Posterformat.

Ich zeichne ein Herz auf die weiße Wandtafel, die er außen an seine Tür geklebt hat, damit er weiß, dass ich da war, und ziehe weiter den Flur hinunter zu der hölzernen Doppeltür, hinter der es zum Klinik-Hauptgebäude geht, dann mit dem Fahrstuhl hinauf und über die Brücke rüber zum Haus 2 und von dort dann direkt auf die Intensivstation der Neonatologie.

Wenn man hier seit über zehn Jahren ein und aus geht, kennt man die Klinik so gut wie das eigene Elternhaus. Jeden verschlungenen Gang, jede versteckte Treppe, jede geheime Abkürzung habe ich immer und immer wieder erforscht.

Doch bevor ich die Doppeltür meiner Station aufschieben kann, schwingt neben mir eine Krankenzimmertür auf, und als ich mich überrascht umdrehe, sehe ich einen

großen, schmalen Jungen, der mir völlig fremd ist. Er steht seitlich in der Tür von Zimmer 315, hält einen Zeichenblock in der einen und einen Kohlestift in der anderen Hand und trägt ums Gelenk ein weißes Krankenhausarmband, genau wie ich.

Ich bleibe wie angewurzelt stehen.

Sein verwuscheltes bitterschokofarbenes Haar ist zur Perfektion zerzaust, als sei er eben der *Teen Vogue* entstieg und mitten im Saint-Grace-Krankenhaus gelandet. Seine Augen sind dunkelblau und kräuseln sich beim Sprechen in den Winkeln.

Doch am allermeisten fällt mir sein Lächeln auf. Es ist schief und reizend und so warm, dass es einen anzieht wie ein Magnet.

Er ist so süß, dass meine Lungenfunktion sich wie um weitere zehn Prozent reduziert anfühlt.

Zum Glück reicht dieser Mundschutz mir übers halbe Gesicht, weil ich mit süßen Typen bei diesem Krankenhausaufenthalt nun mal gar nicht gerechnet habe.

»Ich habe ihre Pläne gecheckt«, sagt er und klemmt sich den Stift lässig hinters Ohr. Ich schiebe mich ein bisschen nach links und sehe, dass er das Pärchen angrinst, das ich vorhin ins Krankenhaus habe kommen sehen. »Also, wenn ihr nicht gerade mit dem Arsch auf die Klingel kommt, habt ihr mindestens eine Stunde eure Ruhe. Und vergesst nicht. Ich muss in diesem Bett noch schlafen, Leute.«

»Schon mitgedacht.« Ich sehe, wie das Mädchen die Tasche in ihrer Hand aufzieht und ihm Decken zeigt.

Moment mal. Wie bitte?

Der Süße pfeift. »Da schau her. Die Pfadfinder lassen grüßen.«

»Wir sind ja keine Tiere, Alter«, sagt ihr Freund und grinst ihn breit an, von Kerl zu Kerl.

O Gott. Er erlaubt seinen Freunden, es in seinem Bett zu treiben, als wären wir hier im Stundenhotel.

Ich schneide eine Grimasse und gehe weiter zum Ausgang, bringe so viel Abstand wie möglich zwischen mich und das, was auch immer da läuft.

So viel zum Thema süß.

## Kapitel 2

### *Will*

»Okay, bis später dann!«, sage ich mit einem letzten Zwinkern zu Jason und schließe diskret meine Zimmertür. Dabei muss ich direkt in die leeren Augenhöhlen der Totenschädelzeichnung blicken, die an meiner Tür hängt, mit der Sauerstoffmaske über dem Mund, darunter die Worte: »Ihr, die ihr eintretet, lasset alle Hoffnung fahren.«

Das wäre der passende Werbespruch für dieses Krankenhaus. Oder für eines der fünfzig anderen, in denen ich die letzten acht Monate meines Lebens verbracht habe.

Ich bekomme gerade noch mit, wie am Ende des Flurs das Mädchen mit den abgewetzten weißen Converse, das ich vorhin bei ihrem Einzug ins Zimmer weiter unten beobachtet habe, hinter der Schwingtür verschwindet. Sie war ganz alleine gekommen, hatte eine riesige Reisetasche geschleppt, die für drei Erwachsene gereicht hätte, aber sie hatte dabei ziemlich scharf ausgesehen.

Denn mal ganz ehrlich: Im Krankenhaus kriegt man nicht alle Tage ein halbwegs attraktives Mädchen vor die Nase, keine fünf Türen von einem entfernt.

Ich blicke zu meinem Skizzenbuch hinab, klappe es achselzuckend zu und stopfe es in meine hintere Hosentasche, bevor ich ihr den Gang hinterherdackle. Was Besseres habe ich ja nun mal nicht zu tun und hier werde ich die nächste Stunde ganz bestimmt nicht verbringen.

Ich schiebe mich durch die Tür und sehe, wie sie über den grauen Fliesenboden huscht und dabei jedem zuwinkt und ein Schwätzchen einlegt, dem sie über den Weg läuft, als veranstalte sie hier ihre eigene, höchstpersönliche Thanksgiving-Parade. Sie steigt in den großen Glasaufzug, den über der Eingangshalle Ost, direkt neben dem riesigen, voll geschmückten Weihnachtsbaum, den sie heute Morgen hier aufgestellt haben müssen, noch bevor überhaupt die letzten Truthahnreste abgenagt waren.

Gott bewahre, allein der Gedanke, die Riesentruthahndeko hätte nur eine Minute länger dagestanden als nötig.

Ich sehe zu, wie sie sich beim Knopfdrücken den Mundschutz richtet und sich die Türen langsam hinter ihr schließen.

Dann steige ich die Treppe neben dem Aufzug hinauf, versuche, niemanden anzurempeln, während ich zusehe, wie der Aufzug beharrlich zu Ebene Fünf

hinauftuckert. Natürlich. Ich renne die Stufen so schnell hinauf, wie meine Lunge es erlaubt, und schaffe es sogar rechtzeitig bis zu Ebene Fünf, um einen Hustenanfall zu bekommen *und* mich davon zu erholen, bevor sie dem Fahrstuhl entsteigt und um eine Ecke verschwindet. Ich reibe mir die Brust, räuspere mich und folge ihr weiter, ein paar Flure entlang und dann hinauf auf die breite gläserne Bücke, die ins nächste Gebäude führt.

Obwohl sie erst heute Morgen angekommen ist, weiß sie offensichtlich genau, wo sie hinwill. In Anbetracht ihres Tempos und der Tatsache, dass sie jeden Menschen in diesem Laden zu kennen scheint, wäre ich nicht überrascht, wenn sie sich als die Bürgermeisterin herausstellt. Ich bin seit zwei Wochen hier und habe erst gestern kapiert, wie man sich unbemerkt von meinem Zimmer aus zur Cafeteria in Haus 2 schleicht, und ich bin wirklich keine Orientierungspfeife. Im Laufe der Jahre bin ich in so vielen Krankenhäusern gewesen, dass die Suche nach Schleichwegen inzwischen eine Art Hobby für mich ist.

Sie bleibt vor einer Doppeltür stehen, auf der EINGANG OST: NEONATALE INTENSIVSTATION steht, und späht hinein, bevor sie sie aufdrückt.

Die Intensivstation für Neugeborene.

Schräg.

Wenn man Mukopatient ist, fällt Kinderhaben in die Kategorie superschwer. Ich habe schon Mädchen mit CF erlebt, die das auch superschwer nehmen, aber hinzugehen und Babys anzustarren, die man vielleicht niemals haben wird, ist noch mal eine ganz andere Schiene.

Das ist einfach verdammt deprimierend.

Es gibt jede Menge Sachen, die mich an CF aufregen, aber das lässt mich kalt. So ziemlich jeder Junge mit Muko ist unfruchtbar, was immerhin bedeutet, dass ich mir keine Gedanken darüber machen muss, ob ich jemanden schwängern und meine eigene kleine Horrorfamilie gründen könnte.

Wetten, dass Jason sich gerade wünscht, bei ihm wäre das auch so?

Ich sehe mich in beide Richtungen um und trete zur Tür, sehe durch das schmale Fenster. Sie steht vor der Glasscheibe, starrt auf einen Säugling in einem Inkubator auf der anderen Seite. Seine winzigen Arme und Beine hängen an Maschinen, die zehnmal so groß sind wie er.

Ich schiebe mich durch die Tür in den weniger beleuchteten Gang, beobachte das Converse-Mädchen und muss unwillkürlich lächeln. Ich kann den Blick nicht von ihrem Spiegelbild losreißen, so wenig, dass alles hinter der Scheibe verschwimmt bis auf sie. Von Nahem ist sie noch hübscher, mit ihren langen Wimpern und den dichten Augenbrauen. Bei ihr sieht sogar der Mundschutz gut aus. Ich sehe zu, wie sie sich die